

immer in Geheimgefängnissen fest. Saif al-Islam al-Gaddafi, der im September in Sintan vor Gericht gestellt werden soll, ist nur der berühmteste Insasse. Die meisten waren kleine Rädchen im Getriebe der Diktatur: Spitzel, Mörder, Folterer und Söldner, und sie sind jetzt in den Händen derer, die von ihnen bekämpft und unterdrückt wurden. Nun stellt sich die Frage, was mit ihnen passieren soll. Die einen wollen Rache, die anderen Vergebung, und alle reden von Gerechtigkeit. Aber wie kann man eine Nation versöhnen, die so schwer gelitten hat?

Das Gefängnis ist vielleicht der beste Ort, um Antworten zu suchen, denn das monströse Verbrechen von Abu Salim ist die tiefste Wunde im kollektiven Gedächtnis der Libyer. Gaddafis Ground Zero: Höhepunkt der Brutalität des Regimes und der Anfang von seinem Ende.

Seit 2007 protestierten Angehörige der Opfer jeden Samstag in Bengasi. Dann wurde am 15. Februar 2011 der Anwalt Fathi Tarbil festgenommen, der sie vor Gericht vertrat. Am Tag darauf gingen Tausende für seine Freilassung auf die Straße, und es begann die Revolution, an deren Ende die Aufständischen den Diktator aus einem Betonrohr zogen und Mohammed Guwaidar zum Gefängnisdirektor wurde.

300 Männer sollen damals am Massaker beteiligt gewesen sein, etwa 100 von ihnen wurden bisher verhaftet, die meisten sitzen in Hadba. Sie werden von 20 Männern verhört, deren Leben untrennbar mit Abu Salim verbunden ist: Die einen haben dort Brüder und Söhne verloren, die anderen waren Gefangene. Zusammen haben sie Geständnisse aufgezeichnet, Opfer und Täter miteinander konfrontiert und das Massaker rekonstruiert. Man solle es besser selbst lesen, sagt Mohammed Guwaidar und schiebt einen Schnellhefter über den Tisch.

Darin steht, dass Geheimdienstchef Abdullah al-Sanussi und Gaddafis Cousin Mansur Dhau, der eine geflohen nach Mauretania, der andere inhaftiert in Misurata, den Massenmord befohlen hatten. Von 1700 Häftlingen starben vermutlich 1270, darunter 120 Kranke. Sie wurden in die Höfe getrieben, dann feuerten die Wärter vom Dach in die Menge, zwei Stunden lang. Am nächsten Tag schafften sie die Leichen in eine Baugrube. Vier Jahre später wurden die Toten ausgegraben, Gefängnisbeamte versuchten, sie mit Chemikalien aufzulösen, sie von einem Kiesschredder zerhacken zu lassen, am Ende verbrannten sie die Leichen, die Asche kippten sie ins Meer.

Es gibt keine Beweise mehr, nur Erinnerungen. Und Männer wie Hamsa, die bereuen, ohne sich schuldig zu fühlen. „Ich wäre am liebsten tot gewesen“, sagt Hamsa über diesen Moment, in dem er Mohammed Guwaidar gegenüberstand. Er selbst erzählt die Geschichte ihrer Be-

gegnung, nachdem der Gefängnischef ihn aus seiner Zelle geholt hat. Der einstige Folterer ist ein großer, dünner Mann von 59 Jahren, davon 20 Jahre in Abu Salim tätig, dem man die einstige Kraft noch anmerkt, mit dunklen Augenringen und einem Grinsen, das an Saddam Hussein erinnert, so merkwürdig fröhlich und düster zugleich.

Zu dritt sitzen sie in dem Büro. Hamsa auf einem Schreibtischstuhl, Mohammed Guwaidar ihm gegenüber auf einem Sofa. Neben ihm sein Kollege Muad Chalil, 40, ein Mann mit weichem Kindergesicht, Möbelhändler bis zur Revolution; er will nur beim Spitznamen genannt werden.

Weshalb ist Hamsa hier? „Ich war einer der Wärter im Gefängnis, die an den Ereignissen von Abu Salim teilgenommen haben“, sagt er. „Ich habe auch bei der Erschießung mitgemacht, auf Befehl von Abdullah al-Sanussi und dem Gefängnisdirektor. Ich habe nicht gezählt, wie viele ich getötet habe. Sie haben uns neue Waf-

Es gehört zu den Merkwürdigkeiten des Lebens, dass der, der selbst am meisten gelitten hat, oft leichter vergeben kann. Muad Chalil dagegen will nicht vergessen, er zehrt von der Wut auf die Männer, die zwei seiner Brüder in Abu Salim getötet haben. Dieser Wut, die er so lange schlucken musste, weil viele Jahre lang schon das Reden über das Massaker zu gefährlich war.

„Ja, wir haben die Gefangenen schlecht behandelt. Das Essen war schrecklich. Viele hatten Tuberkulose, wir haben sie geschlagen“, sagt Hamsa. Aber er will nicht mehr wissen, was er dem Mann auf dem Sofa angetan hat.

„Er war die Foltermaschine“, sagt Guwaidar, als wäre Hamsa nicht da. „Sein einziger Job war es, die Gefangenen zu foltern. Wir können uns an jede Sekunde erinnern, er nicht, weil er so viele gequält hat.“ Hamsa lächelt, er sagt: „Es gab Befehle, was hätte ich tun können? Mein Cousin war im Gefängnis, ich stand unter Beobachtung. Ich hatte keine Wahl.“



Gefängnisdirektor Guwaidar an der Zelle seines Folterers: „Es war die Hölle“

fen gegeben. Ich habe einfach gefeuert.“ Hamsa erzählt mit der sanften, monotonen Stimme eines Mannes, der 16 Jahre lang Perlen auf eine Gedankenkette der Rechtfertigungen gezogen hat.

Hat er gefoltert? Guwaidars Augäpfel schießen nervös hin und her, er versucht, Hamsa nicht anzusehen und kann doch nicht den Blick von diesem lächelnden Gesicht lassen. „Ich habe immer versucht, nett zu sein“, sagt Hamsa. „Ich war keiner der Bösen. Ich erinnere mich nicht daran, gefoltert zu haben. Wenn ich das getan habe, tut es mir leid.“

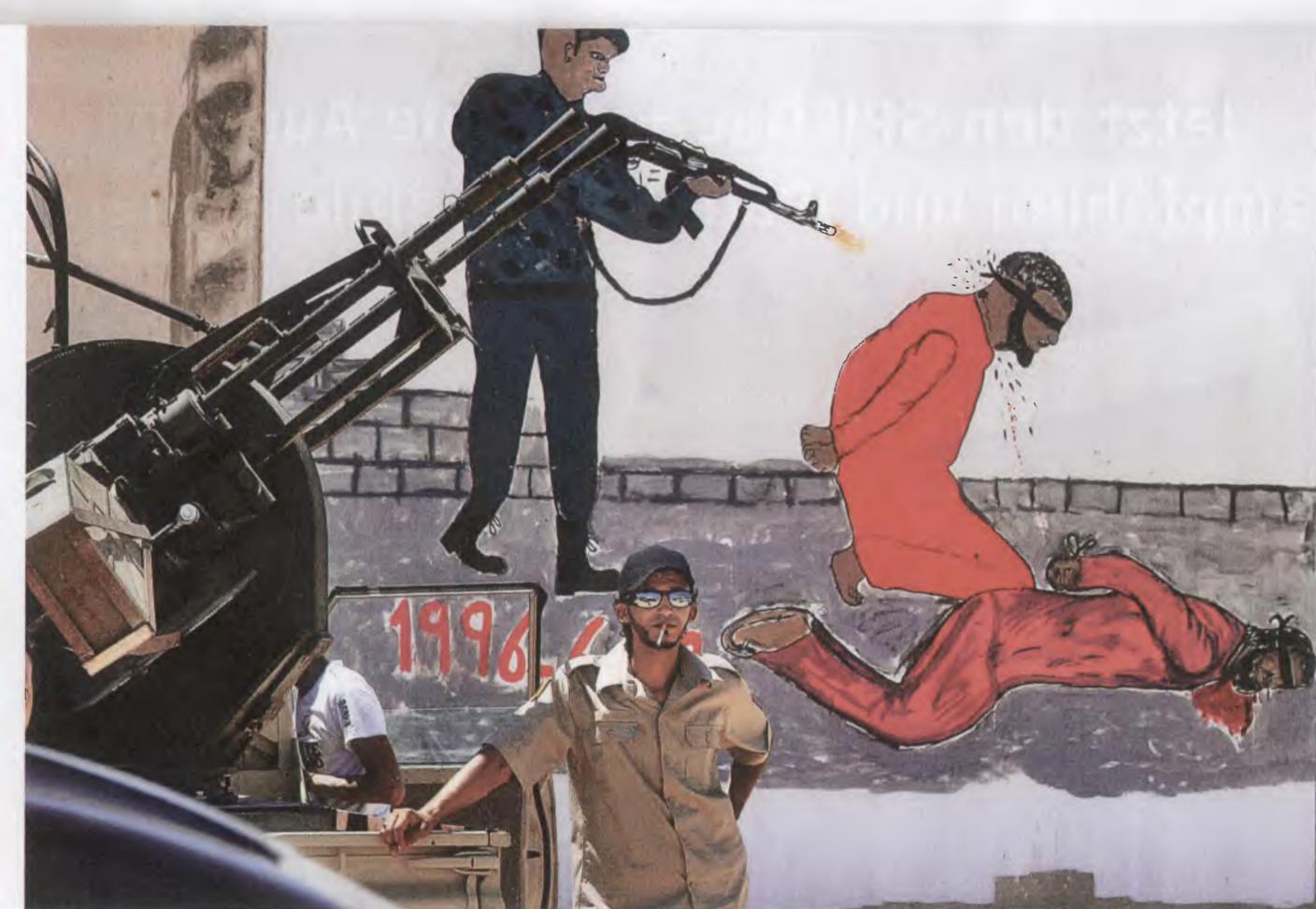
Guwaidar holt sich Wasser, lässt sich aufs Sofa fallen und versucht, unbeteiligt auszusehen. „Ich vergebe dir“, platzt es aus ihm heraus.

„Aber du hast doch gefoltert! Du hast ihn gefoltert!“, ruft Muad Chalil, mit kaum unterdrücktem Zorn.

Welche Strafe würde er als gerecht empfinden? „Ich weiß es nicht“, sagt Hamsa. „Es liegt in Gottes Händen.“

Als er Hamsa wieder in seine Zelle gebracht hat, sagt der Gefängnischef: „Wir wollen alle vor Gericht stellen, die Blut vergossen haben. Wir brauchen jetzt Gerichtsverfahren für die Mörder, das ist wichtig für die Aussöhnung des Landes.“

Bloß, wer ist schuldig? Mohammed Guwaidar hat viele der Mörder von Abu Salim angehört, alle sagen das Gleiche: Hätten wir nicht getötet, so wären wir getötet worden. Guwaidar sagt, er wisse nicht, wie er an ihrer Stelle gehandelt hätte. „Aber ich glaube, sie haben es auch getan, um ihre Loyalität zu beweisen. Keiner hat sich krank gestellt, auch am zweiten Tag des Massakers nicht. Und selbst die, die freihatten, kamen, um mitzumachen. Jetzt haben manche geweint, als sie dar-



SCOTT NELSON / DER SPIEGEL

Darstellung des Massakers von Abu Salim: Über 1200 Leichen verscharrt, zerstückelt, verbrannt

LIBYEN

Gaddafis Ground Zero

Eine Gruppe ehemaliger Häftlinge und Hinterbliebener jagt und verhört jene Männer, die einst im Gefängnis von Abu Salim folterten und über 1200 Menschen umbrachten. Ein Experiment ohne Regeln, auf der Suche nach Gerechtigkeit.

Mohammed Guwaidar könnte den Mann an der Wand festketten. Ihn aufhängen. Elektroschocks durch seinen Körper jagen. Seine Fußsohlen schlagen, bis sie sich aufblähen wie Luftballons. Das wäre gewissermaßen gerecht. Denn genau das hat dieser Mann mit ihm gemacht, der jetzt in Zelle 6 sitzt, im Gefängnis von Hadba, Tripolis. Dort, wo der einstige Häftling Mohammed Guwaidar, 48, elf Jahre eingesperrt wegen Gottesfurcht und Putschversuch, nun einen ehemaligen Premierminister festhält, 14 Geheimdienstoberste, Dutzende Gefängniswärter und Schergen. Und Hamsa, seinen Folterer.

Aber Mohammed Guwaidar will nicht foltern, sondern reden. Er sucht eine Antwort auf diese Frage, die ihn nie losgelassen hat: Warum mussten über 1200 Menschen beim Gefängnismassaker von

Abu Salim sterben? Warum mussten so viele leiden? Warum dieser Hass?

Das erste Mal sprechen sie im Februar miteinander, der Folterer und sein Opfer, heute Direktor des Gefängnisses von Hadba. Ein Greiftrupp Guwaidars hat Hamsa gefangen genommen, der sich bei seiner Familie in Westlibyen versteckte, zu arm, um ins Ausland zu fliehen.

Ihr erstes Gespräch ist kurz. „Erinnerst du dich?“, fragt Mohammed Guwaidar. Hamsa schüttelt den Kopf. Er hält dem Gefangenen seine Hände hin, aber Hamsa starrt auf den Boden. Mohammed Guwaidar geht in die Knie, krümmt sich nach vorn, verschränkt die Hände hinter dem Rücken, stellt sich auf Zehenspitzen. „Das hast du mit mir gemacht, so hing ich zehn Tage“, ruft er. Jetzt schaut Hamsa auf Guwaidars Handgelenke, um die sich eine saubere Linie zieht, als hätte

jemand versucht, die Hände abzuschneiden. „Ich wusste, dass ihr eines Tages kommen würdet“, sagt er. Dann weint er.

Es ist ein Experiment, das im Gefängnis von Hadba stattfindet, ohne Regeln und einmalig in dieser Form: Die Gefangenen von einst sind die Gefängniswärter, die einstigen Gefängniswärter sind die Gefangenen. Was sie verbindet, ist Abu Salim. Das berüchtigtste Gefängnis für politische Häftlinge in Tripolis, Zentrum der Angst im Staate der Gaddafis. Tausende wurden hier gefoltert und etwa 1200 Häftlinge im Jahr 1996 exekutiert, als brutale Vergeltung für ihren Aufstand gegen die unmenschlichen Haftbedingungen.

Nicht nur in Hadba, im ganzen Land läuft dieser gigantische Rollentausch, in einem Vakuum von Staat und Gesetz. Über 7000 Menschen haben die Revolutionäre verhaftet, viele halten sie noch

über sprachen. Andere reden davon ohne jede Gefühlsregung.“

Warum? Keiner der Gefangenen scheint eine Antwort zu wissen, und vielleicht ist das überhaupt am schlimmsten: dass es vielleicht keine Erklärung gibt.

Einen Tag zuvor ist der Gefängnischef in Abu Salim. Es ist der Jahrestag des Massakers, und zum ersten Mal können die Libyer öffentlich der Toten gedenken, 16 Jahre nach jenem 29. Juni 1996.

Als Tripolis vor einem Jahr erobert wurde, da pilgerten Tausende ehemalige Insassen mit ihren Familien nach Abu Salim. Guwaidar ging erst im Oktober hin. Er hat nach seiner Freilassung nie über das Massaker und die Folter geredet, er hat es tief in sich begraben.

Aber es hat nichts geholfen, und jetzt ist er wieder da. Er steigt über Unkraut und Büsche hinein in das Gefängnis, in dem er elf Jahre seines Lebens verlor, von 1989 bis 2000. Elf Jahre, in denen seine Tochter geboren wurde, aufwuchs, zur Schule ging, ohne dass er sie sah. In denen seine Frau Fadila auf ihn wartete, meist ohne zu wissen, ob er noch lebte.

An diesem Tag nimmt er Fadila zum ersten Mal mit ins Gefängnis. „So viele Jahre habe ich mir ausgemalt, was sie mit ihm machten“, sagt sie. Aber nach seiner Freilassung habe sie sich nicht getraut zu fragen. Und er schwieg.

Seit jenem ersten Mal war Mohammed Guwaidar öfter in Abu Salim, aber noch immer kostet es ihn Überwindung. „Hier hat Hamsa mich aufgehängt“, sagt er und deutet in einen mit Schutt übersäten Innenhof. „Ich hing hier tagelang. Ich halluzinierte, redete mit mir selbst, verlor das Bewusstsein. Danach sperrten sie mich in eine Zelle, weniger als einen Quadratmeter groß. 25 Tage war ich dort, es war die Hölle.“ Danach konnte er sechs Monate seine Hände nicht bewegen.

Dann tritt er in die Zelle, in der er sieben Jahre saß, zusammen mit 17 anderen. Guwaidars Hände tasteten die Metalltür ab, sie finden ein winziges Loch. „Durch dieses Loch haben wir Abdullah al-Sanussi gesehen, am Tag des Massakers.“ Alle auf diesem Gang wurden getötet, bis auf die Männer in dieser Zelle. Es war die Tür, die sie rettete. Weil sie klemmte, weil die Aufständischen, die einem Wärter die Zellschlüssel abgenommen hatten, sie nicht öffnen konnten und die Männer in der Zelle deshalb am Aufstand nicht teilgenommen hatten.

In einem der Höfe, in denen das Morgen stattfand, haben ehemalige Gefangene

an diesem Tag eine Ausstellung aufgebaut. Hinausgeschmuggelte Briefe hängen an den Wänden, auf Tischen liegt, was die Gefangenen gefertigt haben, um den Alltag erträglicher zu machen.

Wie in Trance driften Mohammed Guwaidar von Tisch zu Tisch, streicht über einen Fußball, aus Stoffstücken zusammengeheftet. Er nimmt eine Wollmütze in die Hand, selbstgestrickt, gegen die Kälte im Winter. Eine Gebetskette aus Olivenkernen. Aus Teppich und Gummi gefertigte Schuhe. Der verzweifelte Versuch, einen kleinen Rest Menschlichkeit zu bewahren an einem unmenschlichen Ort.

Auf dem letzten Tisch liegen: ein Holzstock, ein Stück Gartenschlauch, ein Eisenrohr, ein Kabel. „Damit haben sie uns geschlagen, nicht nur bei Befragungen, sondern immerzu, jedes Mal, wenn wir unser Essen holten, hagelte es Schläge.“

Büro. Schwere Metalltüren, an jeder ein Vorhängeschloss. Vor Zelle 6 bleibt er stehen und öffnet eine Klappe. Guten Morgen, sagt er. Dann ruft er Hamsa. Alles in Ordnung? Wie ist das Essen? Hamsa nickt, dann schlurft er zurück zu seiner Matratze. Sechs Gefangene sitzen mit ihm in der Zelle, gleichgültig starren sie zur Tür.

Seit fast einem halben Jahr spricht er mit Hamsa. Bringt ihm Essen, fragt, ob ihm etwas fehle und wie es der Familie gehe. Er hat versucht, mehr über ihn herauszufinden, auf der Suche nach diesem einen Puzzelstück, das erklärt, warum einer zum Mörder und Sadisten wird.

Aber Hamsa liefert keine Begründung. „Er ist so kalt“, sagt Mohammed Guwaidar. Inzwischen hat er es aufgegeben, er erträgt sein Lächeln und seine Ausflüchte nicht mehr. Er habe Hamsa vergeben, sagt er, für seine eigene Seelenruhe und

schon entlassen. Es gibt zudem ein erstaunlich frei gewähltes Parlament, mit einem langjährigen Oppositionellen an der Spitze. Die Bedingungen sind nicht so schlecht, doch ist nach 42 Jahren Unrecht die Verlockung groß, Gerechtigkeit im Sinne der Sieger zu interpretieren.

Ein paar Prozesse gab es bereits. In Tripolis wurden osteuropäische Söldner zu langen Haftstrafen verurteilt; in Bengasi haben die neuen Machthaber mit Verfahren gegen Mörder und Verräter begonnen, was nicht einfach ist, weil die Anwälte der Angeklagten bedroht werden. Noch immer seien viele Kriterien für faire Verfahren nicht erfüllt, die Richter nicht immer unabhängig, die Gefangenen oft ohne Anwalt, bedroht und eingeschüchtert, sagt Hanan Salah, die für Human Rights Watch in Libyen arbeitet. Andererseits sagt sie: „Abu Salim ist das größte

Er will nicht namentlich genannt werden, denn seine Familie kenne diese Details nicht. Überprüfen lässt sich all das nicht, aber er hat Kugeln in der Schulter und einen zersplitterten Oberschenkelknochen. „Mein Motiv war, dass meine Angehörigen in Abu Salim getötet wurden“, sagt er. „Ich wollte sie rächen.“

Jetzt kriegt er die Bilder nicht mehr aus dem Kopf. Stundenlang sitzt er am Strand und weint, ganz für sich allein.

„Hätte ich eine Waffe und würde ich ihn auf der Straße treffen, ich würde Mughtar töten. Das wäre die richtige Strafe“, sagt auch Muad Chalil. „Wer tötet, der soll getötet werden, so steht es im Koran.“ Aber nun arbeite er im Gefängnis, er müsse sich an die Regeln halten. Die Richter sollten urteilen, aber wenn es gerecht zugehe, dann müsse Mughtar am Ende zum Tode verurteilt werden.

minister in Kairo angegriffen, erzählt Mughtar, stolz in der Stimme.

Als Chalil den Raum verlässt, sagt Mughtar: „Muad hat mir geholfen, eine Wohnung für meine Familie zu finden, sonst würde sie auf der Straße sitzen.“

Dann wird Mughtar in seine Zelle gebracht, und Muad Chalil sagt grimmig: „So sind sie, diese Leute, die wollten töten.“ Vielleicht, sagt er, habe Mughtar auch seine Brüder erschossen. Er hat versucht, mehr über sie herauszufinden, aber keiner der Häftlinge von Hadba will sich an die beiden erinnern. Nur ein einstiger Aufpasser hat erzählt, dass sich Ali und Adil am Tag vor dem Massaker zum ersten Mal seit sieben Jahren sahen. Vielleicht starben sie zusammen, sagt er, der Gedanke verschafft ihm Erleichterung.

Warum hat er Mughtars Familie dann die Wohnung besorgt? „Er hat fünf Kinder, eine junge Frau, sie wissen nicht, was er tat“, sagt Chalil. Er weiß, wie es ist, wenn eine ganze Familie leiden muss.

Seine eigene Familie hat erst vier Jahre nach dem Massaker vom Tod der Brüder erfahren. „Bis dahin gingen wir alle drei Monate zum Gefängnis, um Essen und Kleidung für sie abzugeben. Wir waren arm, unsere Mutter sagte immer: Esst nicht das Fleisch, hebt es für eure Brüder auf.“ Das Essen, das hat er nun erfahren, verkaufte der Gefängnischef in einem Laden. Er hält die Hände vor das Gesicht und schluchzt. „Das ist so schrecklich, dieser Gedanke: dass all die Hoffnung umsonst war.“

Jeden Tag, wenn er vom Gefängnis nach Hause kommt, fragt ihn jetzt seine Mutter: Hast du wieder jemanden gefangen? Wenn er ja sagt, dann lacht sie, ein kicherndes, verrücktes Lachen.

Wenn alles vorbei sei, sagt der junge Mann, der 37 Menschen tötete, wolle er eine Psychotherapie machen und studieren. Muad Chalil will wieder Möbel verkaufen. Mohammed Guwaidar hätte gern seinen früheren Job zurück: Offizier beim Inlandsgeheimdienst. Dort, wo auch Mughtar arbeitete. Es ist nur eine dünne Linie zwischen Schuld und Unschuld.

JULIANE VON MITTELSTAEDT



Besucher in Abu Salim am Jahrestag des Massakers, Diktator Gaddafi 2010, ausgestellte Gefängnisbekleidung: „Der



erste Schritt für eine richtige Aufarbeitung der Diktatur ist Gerechtigkeit“



„Der

Wie ist normales Leben danach möglich? „Ich würde lügen, wenn ich sagen würde, ich lebte normal. Ich habe viele Jahre niemanden getroffen, der nicht zur Familie gehörte. Ich habe jeden verdächtigt, vom Geheimdienst zu sein.“ Nachdem er entlassen wurde, zog er mit seiner Familie so weit weg, wie man in Libyen fliehen kann, nach Kufra, 1200 Kilometer entfernt, tief in der Sahara. Weit weg, um ein neues Leben zu beginnen. Aber die Erinnerung ließ sich nicht abschütteln.

Einige Tage darauf empfängt Mohammed Guwaidar in seinem Gefängnis. Er trägt eine faltenfreie Uniform der Kriminalpolizei, an der sich nichts geändert hat außer dem Schulterstück, auf das Stern und Sichel der Revolution gestickt sind. Er ist jetzt Oberst, nur wem er untersteht, ist nicht ganz klar. Offiziell hat der Militärstaatsanwalt die Kontrolle. Inoffiziell haben noch immer bewaffnete Milizen das Sagen.

Es ist neun Uhr, Zeit für seine Morgenrunde. Er geht den Flur hinunter zu den Zellen, keine hundert Schritte von seinem

weil er glaubt, dass Gott es so für richtig hält. Obwohl seine Mutter sagt, er hätte ihm nicht vergeben sollen. Obwohl seine Frau meint, die Gefangenen sollten gefoltert werden, nicht so hart, aber doch genug, um zu wissen, wie es sich anfühlt.

Doch Mohammed Guwaidar will nicht wieder hinabgezogen werden in den Abgrund des Hasses. Nichts ist ihm wichtiger, als zu betonen, dass die Gefangenen das gleiche Essen wie die Aufseher bekommen, dass es keine Folter gebe in Hadba. Überprüfen lässt sich das nicht, aber keiner der Häftlinge erwähnt Misshandlungen, auch nicht, wenn gerade kein Aufseher dabei ist. Laut Human Rights Watch sind es vor allem die Gefängnisse in Sintan und Misurata, in denen gefoltert wird.

Bald sollen die Prozesse beginnen, sagt Guwaidar, damit all das ein Ende hat. Damit er endlich Frieden findet. Aber kann es derzeit Gerechtigkeit in Libyen geben, für Opfer wie Täter?

Auch unter der Diktatur gab es beherzten Richter; die anderen wurden inzwi-

Trauma in diesem Land. Der erste Schritt für eine echte Aufarbeitung der Diktatur ist Gerechtigkeit. Das heißt, die Täter von Abu Salim müssen verurteilt werden.“ Und zwar so schnell wie möglich.

Denn noch immer ist das Land tief gespalten, in Revolutionäre und Regime-treue, ohne Gerichtsprozesse droht ein Strudel der Rache, der eine Stabilisierung des Landes erschwert. Bereits jetzt wurden Dutzende, vielleicht Hunderte Menschen in Selbstjustiz getötet.

Abu Salim liegt wie ein Fluch über dem Land, und nicht alle wollen vergeben und vergessen. Die zwei toten Brüder des Muad Chalil, sie leben weiter, in der Wut der Lebenden.

Er ist ein Verwandter von Chalil, ein Junge fast noch, der sagt, er habe 37 Menschen getötet, die meisten während des Befreiungskampfes, aber einige danach, bei Racheaktionen. Für ihn ist das Gerechtigkeit: „Wer freiwillig für Gaddafi gearbeitet hat, den töten wir. Wer gezwungen wurde, den lassen wir leben.“

Auch Mughtar ist einer der Gefangenen von Hadba, ein 50-Jähriger mit quadratischem Schädel und einfältigem Blick, der half, die 120 Kranken in Abu Salim zu exekutieren. „So saßen sie“, sagt Mughtar bereitwillig, steht von seinem Schreibtischstuhl auf und setzt sich im Schneidersitz auf den Fußboden, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. „Jeweils drei Reihen mit zehn Leuten, ich ging vorbei und erschoss sie mit meiner Pistole.“ Dann setzt er sich wieder auf seinen Stuhl. „Ich weiß nicht, warum wir das tun mussten, es war eben ein Befehl.“

Er rollt mit dem Stuhl zu Muad Chalil und flüstert ihm ins Ohr. Sag es laut, fordert Chalil ihn auf. Er habe nach dem Massaker für den Inlandsgeheimdienst gearbeitet, erzählt Mughtar, Leute bespitzelt und Muammar al-Gaddafi beschützt. Er muss als loyal gegolten haben, denn später schickten sie ihn durch Europa, um Demonstranten bei Anti-Gaddafi-Protesten anzugreifen. Und er gehörte auch zu jenen, die den saudi-arabischen Außen-



Video:
In Gaddafis
Foltergefängnis
Für Smartphone-Benutzer: Bildcode scannen, etwa mit der App „Scanlife“. spiegel.de/app352012libyen